

Der Fremdling

Autor(en): **Boutet, Frédéric**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **22 (1932)**

Heft 23

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-641952>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Neapolitaner bei Velletri, hätte beinahe König Ferdinand gefangen genommen. Die Welt horchte auf. Als aber auch die Oesterreicher gegen Rom marschierten, mußte sich Garibaldi mit seinen Truppen in das apenninische Gebirge flüchten. Auf seinen Kopf wurde ein Preis gesetzt. Auf der Flucht starb ihm seine Gattin, die getreue Annita, eine brasilianische Farmerstochter. Garibaldi schrieb an Ravenna: „Ravennaten, Ihr seid stolz auf den Besitz der Gebeine Dantes ... Ah, nehmt auch die Gebeine der amerikanischen Heldin auf, der Duldlerin, die für Italiens Befreiung den Tod erlitt; gebt ihnen einen Platz neben dem großen Dichter, wo sie dem Tage der Auferstehung entgegen schlummert. Ihr werdet ein frommes Werk tun“.

Zum zweiten Mal mußte Garibaldi ins Exil wandern. In London war er ein Jahr lang Seifensieder und Kerzenmacher, machte als Seemann dann große Reisen nach Südamerika, Asien, Australien. Erst 1854 finden wir ihn wieder in Nizza, trotz des Verbannungspruchs stillschweigend geduldet. Er erstand sich dann die unbewohnte und unwirtliche Felseninsel Caprera bei Sardinien, die er sich durch unermüdlischen Fleiß zu einem kleinen Paradiese aufarbeitete. 1856 suchte ihn hier der greise Marschese Georg Ballavicini auf, der ihn für den italienischen Nationalverein gewann. Im Kriege 1859 der vereinigten Italiener und Franzosen gegen Oesterreich führte Giuseppe Garibaldi ein Freikorps. Groß war sein Kummer über die Abtretung von Nizza und Savoyen an Frankreich. Im Jahre 1860 unternahm er den berühmten „Zug der Tausend“ nach Sizilien. Längst gährte es in Sizilien gegen den bourbonischen König Franz II. Dem ersten Ruf um Hilfe leistete Garibaldi Folge. Am 11. Mai 1860 landete er bei Marsala mit 1007 Mann, ohne daß die neapolitanischen Kriegsschiffe dies gewahr wurden. Sofort ließ er eine Proklamation anschlagen: „Sizilianer! Ich habe euch ein Häuflein Tapferer zugeführt, die euren Heldenrufe gefolgt sind, den Rest der lombardischen Kämpfe. Wir sind mit euch und wir fordern nichts anderes als die Befreiung unseres Landes. Stehen wir alle zusammen, wird die Arbeit leicht sein. Zu den Waffen denn!“ Ein lustiges Intermezzo spielte sich auf dem Telegraphenbureau von Marsala ab. Der dortige Telegraphist, eine Neapolitaner, hatte nach Palermo telegraphiert, es seien Dampfer unter sardinischer Flagge im Hafen angekommen, die bewaffnetes Volk ausgeschifft hätten. Von Palermo fragte man, wieviele Leute gelandet würden und zu welchem Zweck. Unterdessen hatten aber die Garibaldianer die Telegraphenstation besetzt, und es wurde zurückgemeldet, der Telegraphist habe sich geirrt, die eingelaufenen Dampfer seien Handelsschiffe mit Schwefelladungen von Girgenti. Dem Telegraphisten wurde darauf von Palermo bedeutet, er sei ein Schafskopf. Tatsächlich konnte Garibaldi seine Landung zwei Tage vor den königlichen Truppen geheim halten. Am 14. Mai erklärte er sich als Diktator von Sizilien, erließ einen Erlaß für die Bildung eines sizilianischen Heeres, schlug am 15. Mai bei Calatafimi die königlichen Truppen, die weit überlegen waren, besetzte am 27. Mai die Hauptstadt Palermo. Diese Erfolge trugen Garibaldis Ruhm in alle Welt. Dann setzte er aufs Festland über, bezwang mit Hilfe der unterdessen angerückten sardinischen Truppen den König von Neapel und zog am 7. November an der Seite Viktor Emanuels II. in Neapel ein. Kurz darauf legte er sein Amt nieder.

Garibaldi befand sich auf der Höhe seines Ruhmes. Aber es drängte ihn, das Werk der italienischen Einigung auch gegen den Willen Sardiniens zu vollenden. Sein nächster Angriff galt dem Kirchenstaat. Am 22. Dezember 1862 aber wurden seine Truppen bei Aspromonte geschlagen, der Freischarenführer verwundet und gefangen. Zwar ließ man ihn wieder frei nach Caprera zurückkehren. 1864 ging er nach England und wurde in London wie ein König empfangen. Im Kriege von 1866 drang er an der Spitze eines Freikorps in Südtirol ein. Eine neue Aktion gegen

den Kirchenstaat im Jahre 1867 scheiterte wieder. Im deutsch-französischen Kriege 1870/71 eilte er mit einem Freikorps den Franzosen zu Hilfe, ohne Großes zu leisten. Die französische Dankbarkeit wählte ihn sogar in die Nationalversammlung, ohne daß er sich am grünen Tische ausgezeichnet hätte. 1876 entschloß er sich, die ihm mehrmals angebotene italienische Rente von 100.000 Lire anzunehmen. Im italienischen Parlament legte sich der „Alte von Caprera“ noch für die Regulierung des Tiber und die Urbarmachung des sogenannten Agro Romano ein. Ueberall, wo er sich zeigte, bereitete man ihm einen begeisterten Empfang. Caprera wurde zum Wallfahrtsort der vaterlandsbegeisterten Italiener. Garibaldi starb am 2. Juni 1882 auf Caprera. In zahlreichen italienischen Städten wurden ihm Denkmäler errichtet. V.

Der Frembling.

Von Frédéric Boutet.

Gegen sechs Uhr abends begann Luise, die Frau des Monteurs Huart, unruhig zu werden. Sie lag fiebernd zu Bett und fragte sich verängstigt, was wohl ihren drei Kindern zugestoßen sein mochte, die mit der Großmutter — Luises Mutter — spazieren gegangen waren.

Sie war mit diesem Spaziergang nicht einverstanden gewesen. Die Großmutter war eine seelensgute Frau, nur hatte sie sich seit dem Tode des alten Vigard, ihres Gatten, daran gewöhnt, ab und zu ein Gläschen zu trinken. Oh, keinen starken Schnaps, bloß ein Schlüßchen Anisette, ein Gläschen Korn. Und wenn sie sich auch nur selten etwas zu Gemüte führte, so konnte man sich doch dann niemals auf sie verlassen. Luise kränkte sich sehr darüber, besonders wegen Huarts, eines Mannes fester Prinzipien, der stets mit Sägen aus dem Volksschullesebuch das Laster der Trunksucht geißelte und seine eigene Vollkommenheit ins hellste Licht rückte. Doch schien sich die Alte seit der Krankheit der Tochter gebessert zu haben. Ging sie jetzt fort, um eine kleine Besorgung zu machen, so kam sie nicht mehr wie früher schwankenden Schrittes und feierlich wehlagend mit einer zweistündigen Verspätung nach Hause.

Und heute war so schönes Wetter, daß es wirklich jammer schade gewesen wäre, die Kleinen zu Hause zu lassen. Die beiden älteren Kinder, Julie und Lina, quälten die Mutter, ihnen doch einen Spaziergang mit der Großmutter zu erlauben, und sogar Emil strampelte in seinem Stedkissen, als die Sonne ins Zimmer schien. Die Großmutter hatte pathetisch und schluchzend erklärt, es wäre für sie das Beste, sich ins Wasser zu stürzen oder ins Versorgungshaus zu gehen, wenn man ihr nicht einmal so viel Vertrauen schenkte, daß sie mit den Kindern ausgehen dürfe. Schließlich hatte sich Luise überreden lassen, nachdem sie der Alten das Versprechen abgenommen, spätestens um halb fünf Uhr wieder heimzukommen.

Aber kaum waren die Kinder mit der Großmutter die Stiege hinuntergegangen, als Luise schon bedauerte, ihre Einwilligung gegeben zu haben. Es schlug sieben, Luise stand Todesängsten aus, als sie die Schritte ihrer Nachbarin hörte und das Trappeln kleiner Füße.

„Ich habe sie auf der Straße begegnet, sie sind sehr artig nach Hause gegangen.“

„Und wo ist die Großmutter und Emil?“

„Die Großmutter ist mit Emil ins Wirtshaus gegangen“, berichtete die sechsjährige Julie. „Und dann war auch eine Frau mit ihr, ebenso alt wie die Großmutter, sie hat auch ein Kind am Arm gehabt. Die Frau ist neben uns auf einer Bank im Champ de Mars gesessen, na und dann hat sie halt mit der Großmutter geplauscht und dann haben die zwei gesagt, sie gehen noch auf einen Sprung ins Wirtshaus, weil sie einen Durst haben. Und da ist's uns langweilig geworden und die Lina und ich sind heimgegangen ...“

„Jesus Maria“, seufzte Luise, von einem Alpdrück befreit, aber über die Mutter empört. „Was sagen Sie dazu, Madame Valut. Wenn die Mutter wenigstens vor meinem Mann nach Hause kommt ...“

Aber Suart trat nach ein paar Minuten ins Zimmer.

„Die Mutter ist nur einen Augenblick mit dem Kleinen fortgegangen. Du kannst schon zu essen anfangen.“

Der Mann sah mißtrauisch drein, setzte sich aber schweigend zu Tisch.

In diesem Augenblick öffnete sich die Tür, und die Mutter erschien auf der Schwelle, den Kleinen im Arm. Luise sah sofort, daß die alte Frau, wohl um sich für eine lange Enthaltenszeit schädlos zu halten, des Guten ein wenig zu viel getan, und warf ihr einen warnenden Blick zu. Aber sie erzielte nur das Gegenteil. „Na, was ist schon wieder geschehen?“ fragte die Alte pathetisch und mit schwerer Zunge. „Darf man vielleicht nicht mehr nach Hause kommen? Friß mich nur nicht! Das hat man davon, wenn man seine Kinder mit tausend Mühen groß zieht. Jawohl, Herr Schwiegersohn, ich sag's gerade heraus: Wenn ich auch nur eine arme Witfrau bin, so laß ich mir doch nicht auf dem Kopf herum tanzen.“

Schluchzend lehnte sie sich an die Wand. Suart gab voll Betrachtung keine Antwort und aß weiter; Luise sagte gelassen:

„Gib mir den Kleinen, Mutter, und geh' schlafen!“

„Fällt mir gar nicht ein, jetzt schon schlafen zu gehen. Weil ich den ganzen lieben Tag das Kind herumgeschleppt hab', ihn wie einen Prinzen gepflegt und noch meine Schürze und seinen Schleier über ihn gebreitet habe, damit ihm ja nicht kalt ist. Schau ihn nur an, er ist munter wie ein Fischlein.“ Und mit einer majestätischen Gebärde legte sie das Widelkind auf Luises Bett.

„Wie er heut' komisch schreit“, sagte Luise betroffen und schob den Schleier fort.

Ein winziges, verrunselt Gesichtchen kam zum Vorschein, gelb wie Schmierseife.

„Das ist ja nicht unser Emil!“ schrie Luise auf. „Was hast du denn da nach Hause gebracht? Wo ist denn der Emil?“

Die plötzlich nüchtern gewordene Alte wurde totenblau. „Mein Gott und Herr, haben wir vielleicht die Kinder auf der Bank vertauscht?“

„Ja“, fuhr Suart in die Höhe.

„Simmelfreudonnerwetter!“ Aber seine Frau fiel ihm in die Rede.

„Wer ist denn dieses Weib? Wo wohnt sie? Lauf zu ihr, Suart!“

Aber die Alte stöhnte: „Ich kenn' sie ja nicht; ich weiß nicht wie sie heißt und wo sie wohnt ... Sie hat sich geirrt ... Sie war halt betrunken ...“

Vergeblich hatte Suart bei allen Polizeikommissariaten nachgefragt, umsonst war Luise von einem Wirtshaus des Viertels ins andere gelaufen, vergeblich hatte die Großmutter ganz zerknirscht alle Alleen des Champ de Mars durchsucht, in der Hoffnung, Emil dort wiederzufinden, weil sie ihn ja dort verloren hatte: keine Spur von dem Widelkind, und an seiner Stelle, im Kreise der Familie Suart, der Fremde. Einen Augenblick lang hatte Suart daran gedacht, das Kind der öffentlichen Fürsorge zu übergeben, aber die Frau war nicht dazu zu bewegen und hatte ihn auch bald überzeugt: vielleicht würde das Emil Unglück bringen. Eine Art geheimnisvolles Band verknüpfte in den Augen der Suarts das Los ihres Kindes mit dem des Fremden.

Aber der Eindringling, er mochte etwa ein Jahr alt sein, war unaussehlich. Ganz im Gegensatz zu dem verschwundenen Emil, einem heiteren, hübschen Kind, war der Fremdling häßlich zu nennen: schwächlich, mit winzigen schwarzen Augen, einem gelblichen Teint. Was nun sein

Weesen betraf, so war er nicht gerade mißlaunig, aber unheimlich herrschsüchtig.

Weit über sein Alter intelligent, übte er auf seine neue Umgebung eine sehr wirksame Erpressung aus. Wollte er etwas und erhielt es nicht sofort, so begann er zu schreien, so mörderisch und durchdringend zu schreien, daß niemand begriff, wieso aus einem solch winzigen Mund ein so mächtiger Lärm ertönen konnte. Dabei wurde er schwarz im Gesicht, und man befürchtete jedesmal seinen baldigen Tod. Es gab kein Mittel, ihn zum Schweigen zu bringen. Durfte man doch nicht daran denken, ihn ruhig weiterzuschreien zu lassen; er wäre an seinem Geheul erstickt. So gab man ihm beim ersten Laut nach, und mit früh erwachtem Scharfsinn diktierte er der Familie Suart, was er wollte: er schrie, um schlafengelegt zu werden, schrie, um aufgenommen zu werden, schrie, wenn er essen, wenn er trinken, ausgehen oder heimkehren wollte. „Du lieber Gott, wer wird uns von diesem Balg befreien!“ murrte der Monteur wütend. Aber die Erinnerung an Emil wachte wie ein Schutzgeist über dem Fremdling.

Und es vergingen Monate. Eines Abends, die Großmutter war noch nicht zu Hause, erhob sich ein großer Lärm im Stiegenhause. Die Tür wurde aufgestoßen und die Alte erschien, zerraut und aufgeregt, in einem Arm ein Kind haltend, mit dem andern ein altes, bebrilltes Weib hinter sich her zerrend.

„Der Emil, unser Emil!“ schrie die Großmutter und legte das Kind, das sie im Arm hielt, Luise in den Schoß. Diese erkannte den Kleinen und preßte ihn toll vor Freude an ihr Herz.

„Der Emil ist's, die alte Gaunerin hat ihn gehabt. Jetzt hab ich ihn wiedergefunden und kann ruhig sterben.“

„Die ist ja verrückt“, zettelte das andere Weib. „Wie untersteht sie sich, mir den Hippolyt wegzunehmen? Hat man schon so was gehört, fremde Leute zu belästigen?“

Luise hatte das Kind aus dem Stedfissen genommen und Suart trat hinzu.

„Sie, wir werden die Polizei verständigen und Sie, alte Kinderdiebin, müssen im Loch brummen.“

„Wer ist eine Diebin? Sie sind gemeine Diebe“, freischte die Alte. „Warum nehmen Sie mir den Hippolyt weg, was? Die alte Hexe da reißt mir auf der Straße das Kind fort und droht noch mit der Polizei.“

„Das ist doch mein Kind“, rief Luise.

Nun mischte sich die Großmutter drein.

„Können Sie sich nicht erinnern, daß wir vor ein paar Monaten im Champ de Mars miteinander getrunken haben?“

„Ja, richtig, jetzt erkenne ich Sie, aber damals waren Sie nicht so groß.“

„Na, sehen Sie, und an dem Tag haben Sie mir mein Enkelkind herausgelockt und mir dafür diesen Balg gelassen. Jawohl, schauen Sie sich nur den Fragen an.“

„Jesus Maria, mir scheint gar, sie hat recht“, murmelte die Alte. „Das ist wirklich mein kleiner Nefte, den mir sein Vater übergeben hat, wie die Mutter gestorben und er ausgewandert ist ... Wissen Sie, ich verstehe nichts von Kindern, ich bin in Notre-Dame Sesselfrau und dann bin ich ja auch so kurzichtig. Aber jetzt erkenne ich ihn, den Hippolyt ... Ganz schön haben Sie ihn aufgezappelt.“

„Nicht wie meinen armen Emil“, jammerte Luise. „Gelb ist er wie eine Zitrone und mager wie ein Spak. Du lieber Gott, die lieber Gott!“

„Ich verlang' ja nichts von Ihnen“, rief die Alte zornig, „und ich schuld' Ihnen nichts, nicht wahr? Ich hab' Ihr Kind gehabt, Sie haben mein Kind gehabt. Jetzt sind wir quitt. Ich nehm' den Hippolyt mit, empfehle mich.“

Sie näherte sich dem hohen Kinderstühlchen, auf dem Hippolyt thronte und mit klugen Augen der ganzen Szene gefolgt war. Aber als sie die Hände ausstreckte, um den Kleinen auf den Arm zu nehmen, warf sich Hippolyt zurück,

öffnete den Mund und schrie, wie er noch nie geschrien hatte. Und zugleich wurde er schwarz im Gesicht.

Die Alte schrak zusammen:

„Er will nicht mit mir gehen.“

„Natürlich, er weiß ja, was ihn erwartet, er ist gewöhnt, ordentlich gehalten zu werden.“ Und Luise sah den Fremdling mit einem ganz sonderbaren Blick an. Sie legte Emil aufs Bett und nahm den kleinen Schreier in ihre Arme, der sich sofort beruhigte und vergnügt zu schreien aufhörte.

„So, jetzt hab' ich genug“, sagte die junge Frau; „er will nicht mit Ihnen gehen, und er wird nicht mit Ihnen gehen. Basta! Glauben Sie, daß ich ihn seit sechs Monaten pflege, damit er wieder bei Ihnen krank wird? Jetzt behalte ich ihn, und wenn der Vater einmal zurückkommt, so werden wir schon alles miteinander ausmachen.“

Die Alte sah ganz verklärt drein:

„Ich verlang' mir gar nichts Besseres. Was weiß ich von Kinderpflege. Am Sonntag komm' ich ihn immer besuchen.“

„Fragt sich nur, ob er dann nicht wieder fürchterlich zu brüllen anfängt“, murmelte Stuart mit einem gewissen jählichen Stolz.

Die kleine Eva.

22

Roman von C. Fraser-Simson.

„Gnädige Frau“, begann er, „es ist jetzt an der Zeit, die Karten aufzudecken. Ich will ganz aufrichtig mit Ihnen sein. Wie Sie wissen, bin ich Ihnen von Schottland hierher gefolgt.“

„Sind diese Expreßzüge nicht unglaublich bequem“, sagte Eva, „wenn man nicht seinen Platz gerade über den Rädern hat.“

Die Sache fing an, ihr Spaß zu machen. Ihr Gegner hatte durch seine Bitte um eine Unterredung die Schwäche seiner Position eigentlich schon zugegeben, und nun wollte sie ihn auch ihre Überlegenheit fühlen lassen.

„Ich gestehe, gnädige Frau, daß ich gegen Sie den kürzeren gezogen habe. Ich glaubte, es mit einem unerfahrenen Geschöpf zu tun zu haben und habe nicht mit der Nachkriegsgeneration gerechnet. Gestatten Sie mir, Ihnen für Ihren Mut und Ihre Geistesgegenwart meine ehrlichste Bewunderung auszudrücken. Die Vertauschung Ihrer Röhre war eine äußerst kluge Maßregel, und daß Sie sich hierher begaben, grenzt wirklich an Inspiration.“

„Das Zugeständnis, daß ich Sie überlistet habe“, sagte Eva trocken, „will allerdings etwas heißen in Ihrem Munde.“

Innerlich ärgerte sie sich nicht wenig über den Ton dieses Menschen. Glaubte er vielleicht, sie durch Schmeicheleien ins Garn locken zu können?

Er ging mit einer Handbewegung über ihre Ironie hinweg und fuhr fort: „Aber etwas hat uns Ihre Handlungsweise nun doch ganz klar gemacht: daß Sie nämlich den dringenden Wunsch haben, Ihren Gatten noch heute zu sehen. Und dafür gibt es nur eine einzige vernünftige Erklärung.“

„Und die ist, daß ich unmodern genug bin, meinen Mann gern zu haben und mich ohne ihn einsam zu fühlen“, warf Eva ein, mehr um Zeit zu gewinnen, als um etwas Besonderes zu sagen.

„Nein, die richtige Erklärung ist, daß die Papiere, die wir haben wollen, in Ihrem Besitz sind.“

Die Blödsichtigkeit und Unerwartetheit dieses Angriffs hatte auf Eva die beabsichtigte Wirkung. Eine Sekunde lang ging ihr die Luft aus. Aber sie faßte sich schnell.

„Außerst interessant, was Sie da sagen, Herr ...“ — sie warf einen Blick auf die Karte, die sie noch immer in der Hand hielt — „Herr Holmer. Ich darf Sie wohl

darum bitten, mich noch weiter aufzuklären. Halten Sie die Frage für taktlos, in wessen Auftrag Sie hier sitzen und was die Papiere, von denen Sie sprechen, enthalten?“

Er machte eine ungeduldige Bewegung.

„Wir wollen uns doch nicht mit Worten herumschlagen, gnädige Frau.“

„So? Und welche Antwort haben Sie eigentlich von mir erwartet? Sie haben recht, Herr Holmer, hier sind die Papiere. Bitte, bringen Sie sie mit meinen besten Empfehlungen zu Ihrem Auftraggeber.“

Ihr Gesicht nahm einen spitzbübischen Ausdruck an, der den andern in Wut brachte.

„Was soll diese Schauspiellerei?!“ sagte er scharf. „Lassen Sie uns gefälligst bei der Sache bleiben. Ihrem Gatten wurden wichtige Papiere anvertraut, die er zur Bearbeitung mit nach Schottland nahm. Unglücklicherweise vergaß er sie dort, als er durch ein Telegramm zurückgerufen wurde. Er hatte einen geheimen Auftrag erhalten, wußte, daß er selbst nicht nach Schottland reisen könne und schickte einen Freund hin, um die Papiere zu holen.“

„Aus einem mir unbekannten Grund haben Sie, gnädige Frau, diesen Freund ganz anderer Beweggründe verdächtigt und, anstatt ihm den Wunsch Ihres Gatten entsprechend zu helfen, allerlei Hindernisse in den Weg gelegt. Da es ihm nicht gelang, Sie von seiner Ehrlichkeit zu überzeugen, war er genötigt, Sie überwachen und verfolgen zu lassen. Ihren Gatten konnten wir nicht davon in Kenntnis setzen, da sein Auftrag so geheim ist, daß auch wir nicht wissen, wo er sich befindet. Alles, was wir wissen, ist, daß wir die Papiere heute Abend in der Sitzung vorlegen müssen. Ihr Gatte wird dazu gerade noch rechtzeitig eintreffen.“

„Natürlich hätte er sie nie aus der Hand geben sollen, aber wenn er sie in der Sitzung vorzeigen kann, wird's ja nie niemand erfahren. Kann er sie nicht vorlegen, nun dann ...“

Er zuckte vielsagend mit den Achseln.

Eva hatte schweigend zugehört. Die Erklärung klang so einleuchtend. Wenn der geheime Auftrag Peters auf Wahrheit beruhte, so fügte sich alles einfach und selbstverständlich aneinander. Bis auf das Telegramm! Sie rief sich die Ereignisse der letzten Tage wieder der Reihe nach ins Gedächtnis zurück. Alles schien zu stimmen, und doch fühlte sie, daß irgendwo ein Glied in der Kette fehlte.

Holmer hatte angespannt ihren Gesichtsausdruck beobachtet. Er glaubte wohl, den Sieg schon in der Tasche zu haben, wollte seinen Vorteil noch nachdrücklicher ausnutzen und machte sie dabei selbst auf das fehlende Glied aufmerksam.

„Erinnern Sie sich doch“, sagte er, „daß Ihr Gatte Herrn Creason sogar die Schlüssel zu seinem Safe anvertraute, damit er die Papiere finden könne.“

Mit einemmal ging Eva ein Licht auf. Hier war der schwache Punkt in der ganzen Geschichte. Peter wußte, daß die Papiere sich nicht im Safe befanden. Als er seinen Verlust bemerkte, hatte er sicher die Verwechslung der beiden Umschläge erraten — ganz sicher, denn warum hätte er sie sonst in seinen Briefen auf die Wahllisten besonders aufmerksam gemacht!

Holmer bemerkte sogleich, daß er nun doch noch verloren hatte.

Mit einer Gebärde der Verachtung hatte Eva sich ihm zugewendet.

„Ihre Bewunderung meiner Geistesgegenwart wäre mir noch wertvoller“, rief sie, „wenn Sie aufhören würden, mich als ein Kind zu behandeln, das an Märchen glaubt.“

Einen Augenblick verschlugen ihm Mut und das Gefühl der Demütigung die Sprache. Dann stieß er hervor:

„Sie törichtes Geschöpf! Sehen Sie nicht, daß das Schicksal Ihres Gatten in Ihrer Hand ist und daß Sie mit vollem Bewußtsein seine Aussichten zugrunde richten!“